Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo": München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München.



Nummer 24 | **München / 3. Jahrgang** | **16. Juni 1916**

Dienstag, den 20. Juni abends 8½ Uhr, hält in den Prinzensälen des Café Luitpold Frl. Helene Hanna Cohn einen öffentlichen Vortrag über:

Palästina im Weltkriege.

Zur Deckung der Unkosten wird ein Eintrittsgeld von 30 Pfg. erhoben.

Die Rechtgläubigen, die Zionisten, die Getauften und die andren.[1])

In dem Chaos von Äußerungen zur Judenfrage, welches diese „große" Zeit unter all ihren anderen schönen Begleiterscheinungen hervorbrachte, hat nun auch der betriebsame Literat Oskar Schmitz seine Stimme hören lassen. Er tat es schon einmal, in einer Art Mittelmeerbuch. Die Melodie von damals ist mir nicht mehr genau im Gedächtnis; nur erinnere ich mich, daß ich den Autor damals für sachkundiger sowohl in Fragen der Politik als auch des Judentums hielt als es — wie es sich jetzt zeigt — wirklich der Fall ist. Das, was Oskar Schmitz in der letzten Nummer der „Zukunft' als Bruchstücke aus einem demnächst erscheinenden Disraelibuche über die Judenfrage veröffentlicht, zeugt von soviel unentschuldbarer — sagen wir — Naivetät, daß es besprochen werden muß.

Nach einigen Sätzen, welche Lord Beaconsfield und Lassalle in Parallele ziehen und bei ihnen eine konsequente Grundanlage konstruieren, aus welcher sich dann die inkongruentesten Persönlichkeiten entwickelt haben sollen, geht Oskar Schmitz an die Beantwortung der Frage: „Wie soll sich Deutschland künftig zu seinen Juden stellen?" Da unterscheidet er, nachdem er die Kolumbusentdeckung gemacht, daß Deutschland weniger Juden habe, als man glauben konnte, zunächst vier Gruppen von Juden: „die Rechtgläubigen, die Zionisten, die Getauften und die Anderen". Die „Rechtgläubigen" sind bald abgetan: sie sind selig in ihrem Glauben, mögen es weiter bleiben; für das sogenannte deutsche Judenproblem bieten sie keine Schwierigkeiten; denn „Ansprüche auf die Ausübung der Staats- und Militärhoheit machen sie nicht, können sie nicht machen, da ihnen ihr Bekenntnis eine Anzahl von Regeln auferlegt, welche die Ausübung einer Beamten-, oder Offiziersstelle in unserem Staate ausschließen".

Die Zionisten, welche Herr Oskar Schmitz „als Menschen an Charakter wie an Geist eine Auslese" nennt, bezeichnet er als die Träger eines (von ihm sehr vage skizzierten) Rassebewußtseins und einer Eigenstaatsidee. Aber — wer sollte es glauben? Diese wahrhaft sympathischen Geschöpfe Gottes setzen sich sofort „logisch ins Unrecht"; denn „die meisten Zionisten verlangen die Zulassung zu den höchsten Staats- und Militärstellen im Reiche". Was tun spricht Zeus? Die Frage erhebt sich „ob man ihnen nicht trotzdem der Früchte wegen entgegenkommen kann?" Herr Oskar Schmitz geht leider nicht näher auf die Früchte und Früchtchen ein, hält aber die Zionisten immerhin für ein beachtenswertes Element, denn (und nun folgt der erste Höhepunkt dieser interessanten Darlegung) „die Zionisten empfinden den jüdischen Geist als unjüdisch, wie wir ihn als undeutsch empfinden". „Was ist", — so fragt später Herr Oskar Schmitz und so fragen auch wir — „der mißachtete jüdische Geist, in dem die Zionisten mit Recht eine Entartung sehen?" Und mit ruhiger, geradezu beruhigender Sicherheit beantwortet der Autor: „Man behauptet, der Jude könne so, aber auch anders handeln; niemals liegt eine überzeugende Notwendigkeit in ihm und deshalb könne er niemals herrschen." Die Musik kommt mir riesig bekannt vor, — singt Leporello.

Die dritte Judenvarietät, die Getauften (warum hat sie Herr Oskar Schmitz nicht aus seinen Anschauungen von Staat und Regierung heraus präziser „die andersgläubigen Rechtgläubigen" genannt?) sind bald erledigt: Sie haben den rechten, den anderen Glauben, sind schon des jüdischen Geistes bar, also (um ein Kirchenlied zu zitieren): dignus est intrare. Aber — „die Zulassung würde von der Persönlichkeit abhängen"; natürlich — in diesen Klub „Staat", wie er sich im Kopfe des Herrn S. spiegelt, kann man doch nicht am Ende Leute von „gesellschaftlich unzulässiger Lebensart" aufnehmen!

Bleiben noch „die Anderen". Das sind die, welche „gebrochen haben mit dem Glauben ihrer Väter; das zionistische Rasseideal erscheint ihnen bald lächerlich, bald feindselig; fragt man sie aber, warum sie sich nicht taufen lassen, so erhält man die anfangs entwaffnende Antwort:

[1]) Die Judenfrage von Oskar Schmitz. Harden-Zukunft Nr. 35.

weil wir nicht so gesinnungslos sind, um des äußeren Nutzens willen ein fremdes Bekenntnis anzunehmen. Diesen sonderbaren Schwärmern, welche Herr Oskar Schmitz wohl für die stets der Diskussion ernsthaft würdige kompakte Majorität hält, spricht er gütlich zu und bittet sie um des lieben Friedens willen dringend, da sie selbst nun einmal an ihren törichten Prinzipien festhalten, wenigstens ihre Kinder taufen zu lassen, — damit doch amal a Ruah is!

Und nachdem dann Herr Schmitz, ehe der Hahn dreimal gekräht, eine jüdische Rasse verleugnet, den jüdischen Rassengeist aber, und zwar den echten des Moses und Jesaias usw., den „entarteten des jüdischen Großstadtmenschen, wie er in einem Teil unserer Presse, unserer Bühne und in gesellschaftlichen Gewohnheiten gewisser jüdischer Emporkömmlingsschichten unverkennbar ist," mit Nachsicht Chamberlains glücklich neuentdeckt hat, nachdem er die „jüdische Zweideutigkeit" aus der jüdischen „Schollenlosigkeit" erklärt und daraus die Vorliebe für die „Zerfahrenheit allgemeiner Menschheitsideale" bei den Juden mit glücklichem Griff erschlossen hat, mahnt er uns mit eindringlicher weisheitsvoller Lehrgebärde: „Die Juden könnten etwas Entgegenkommen beweisen, wenn sie ihre Kinder taufen ließen, täten sie nichts anderes als nichtjüdische Eltern, die selbst den Kinderglauben aufgegeben haben, aber ihre Kinder in der Staatsreligon erziehen lassen." Die getauften Kinder werden schließlich auch den „jüdischen Geist" aufgeben und da der Jude durch Charakter und Überlieferung eigentlich doch eine „konservative Gesellschaftsschicht" darstellt, wird es sich doch noch mit ihnen im Staate des Herrn Oskar Schmitz machen lassen — der kluge Mann baut vor: Warum „den Eingewurzelten" einen Anteil an der Regierung und Verwaltung nicht vorsichtigerweise gleich geben, ehe sie jene durch Zwang auf das Parlament auch „für die Unerwünschten" durchsetzen?"

Dies also hat Herr Oskar Schmitz geschrieben und läßt es drucken. Solcher eitlen Einfalt und großen Lautheit gegenüber müssen die Argumente verstummen. Vor allem ist es erhebend zu hören, wie anmutige guterzogene Ansichten der Autor von der Ausübung der „Staats- und Militärhoheit" hat. Sie sind so herzig feudal und so feinkünstlerisch mit demokratischen Lichterchen durchsetzt, daß ich den Staat beneiden könnte, der eine Regierung des Herrn Schmitz besäße. Doch schließlich — die deutsche Reichsregierung mag den Politiker Oskar Schmitz, falls sie einer Neuorientierung ihrer Ideen bedürfen sollte, rechtzeitig zur Mitarbeit heranziehen. Was aber die Juden betrifft, welche, insbesondere die Zionisten, „die Zulassung zu den deutschen Staats- und Militärämtern im Reiche verlangen", so will ich Herrn Oskar Schmitz ein Geheimnis mitteilen: Die ganze Frage spitzt sich nämlich nicht unbedingt darauf zu, sondern die Judenfrage ist leider nicht so einfach. Es handelt sich nämlich hier leider, verehrter teuerer Namensvetter — weder um Offizierspatente noch um Richterstellen für die Juden Deutschlands, sondern um die Existenz der gesamten Judenheit. Und die Judenfrage der Juden Deutschlands ist zunächst, geehrter Herr Zeitgenosse vergangener Zeiten, die Frage nach einer gleichberechtigten Stellung der Juden als Juden. Diese kann man aber nie von dem Gesichtspunkte einer „guten Erziehung" lösen. Herrn Schmitz und allen, die es noch nicht wissen, (es gibt ihrer noch genug) sei ein für alle Mal gesagt: Wir wollen als Juden leben, einerlei ob „rechtgläubig" oder linksgläubig, in gleichem Recht mit den anderen Bewohnern dieses Reiches. Es ist uns höchst gleichgültig, ob unser „jüdischer Geist" Gefallen findet oder nicht. Wir haben einen eigenen Geist, den unseres dreitausendjährigen Lebens; niemand hat das Recht zu verlangen, daß wir ihn und uns aufgeben. Wir werden unsere Kinder nicht aus „Entgegenkommen" taufen, damit sie „die eindeutige Weise der Offiziere" erlangen. Schon deshalb nicht, weil uns solch eine Begriffslosigkeit des Herrn Oskar Schmitz gar keinen Inhalt gibt. Wir sind nun einmal als Juden, als Judenvolk da, nicht als Religionsgemeinschaft des oder jenes rechten, geraden, oder Gott weiß was für Glaubens. Herr Schmitz, welcher die Ideen vor 1789 die „Zerfahrenheit allgemeiner Menschheitsideale" nennt, operiert in seinen Vorschlägen zur Lösung der deutschen Judenfrage mit eben diesen Ideen, welche von den Juden eine Entäußerung ihres Jüdischen erwarteten, damit sie gnadenweise als Menschen gelten dürfen! Damals sind die Juden Deutschlands auf den Schwindel hereingefallen, weil sie den Freiheits- und Menschheitsidealmäklern glaubten. Sie haben sich geirrt. Sie sind heute weniger Juden als sie waren, aber sie gelten nicht höher als Menschen unter dem Volke des Idealismus. So liegen die Dinge; und wir lehnen es ab, über die Töne eines überspielten Klaviers, welche Herr Oskar Schmitz anschlägt, weiter ein Wort zu verlieren.

Alles andere, was Herr Oskar Schmitz vorbringt, sind aus Zeitungen und Zeitschriften zusammengelesene Brocken vom Tage. Mit der „Freiheit" des Juden, seinem „Rassengeist" u. dgl. werden wir täglich von anderen Zeilentaglöhnern, auch aus eigener Mitte gefüttert. Wir lehnen sie ebenso ab; es wird vielleicht noch die Zeit kommen mit ihnen abzurechnen. Herrn Oskar Schmitz wollen wir zubilligen, daß er guten Willens ist, aber er ist weder guten Wissens noch hat er eine Ahnung auch nur von dem, was ihm der Tag über die Judenfrage zugetragen hat. Also — ihr sollt sie lassen stah'n!

Wir aber ziehen eine Lehre daraus: unseren Weg zu gehen, ohne auf die Urteile der „anderen" gebannt hinzuhorchen. Wir haben es zu lange getan. Hören wir auf uns und tun wir! . . .

Wien. Siegfried Schmitz.

Zur Lage in Palästina.

Wir entnehmen der „Jüd. Rundschau" einen Bericht über die derzeitigen Zustände in Palästina:

„Für die jüdischen Spezialisten im Lande, wie Agronome, Ingenieure, gibt es jetzt ein reiches Arbeitsfeld. Die Behörden betrauen gerne Juden mit der Leitung öffentlicher Arbeiten. So z. B. wurde dem Agronomen Kraus, dem Direktor von Mikweh Israel, die Bepflanzung eines bisher brach liegenden Stückes Erde übertragen. Die Verwaltung der Farm bei Latrun, welche früher den Trappisten gehörte, wurde dem jüdischen Agronomen Buskela übergeben. Eine Farm im Libanon, welche früher den Jesuiten gehörte, steht unter der Verwaltung des Agronomen Apfelbaum. Mit der Vorberitung von Maßnahmen für die Bekämpfung einer etwa neu einbrechenden Heuschreckenplage wurde der Agronom Aronsohn betraut. Die Aufsichstkommission der Regierung beim Bau einer Chaussee bestand großenteils aus Juden. Die großartige Straße in Jaffa, die nach dem Oberbefehlshaber der türkischen Palästina-Armee Avenue de Djemal Pascha heißt, wurde von Ingenieur G. Wilbuschewitz beendet. Derselbe ist jetzt in Damaskus mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt. Sein Bruder N. Wilbuschewitz hat dieselbe Aufgabe in Jerusalem übernommen. Auch die meisten jüdischen Ärzte sind im Militärdienst beschäftigt.

Die wirtschaftliche Lage hat sich nach den kritischen Monaten November und Dezember 1915 infolge des Eintreffens größerer Hilfssendungen gebessert. Auch die Stimmung hat sich gehoben, da reichliche Niederschläge gefallen sind und die Ernteaussichten daher sehr günstig liegen. Auch wurde für die Requisitionen des vorigen Jahres in diesem Jahre von den Militärbehörden volle Vergütung gewährt. Daß trotzdem die wirtschaftliche Lage immer noch schwierig ist, beweisen folgende Einzeltatsachen: Die Ica-Verwaltung in Palästina hatte zu Beginn des Krieges 500 000 Frs. zur Verfügung, erhielt im Laufe des Jahres noch weitere 250 000 Frs. und den Erlös des in ihren galiläischen Kolonien geernteten Getreides. Da die Zentrale der Ica aber neue Geldmittel nach Palästina nicht überweisen kann, so ist sie jetzt nur imstande, die wichtigsten Regierungssteuern und die Gehälter ihrer Beamten zu begleichen, während sie schon seit längerer Zeit für Ärzte und Schulen usw. das volle Gehalt nicht mehr zahlen kann. In noch schwierigerer Lage ist die Verwaltung der Chowewe Zion. Ihre Schulen werden nur mühselig aufrecht erhalten und die Gehälter ihrer Beamten mußten trotz der Teuerung der Lebensmittel auf fünfzig Prozent herabgesetzt werden. Was die Lage in den einzelnen Kolonien anbetrifft, so ist sie in denjenigen, die auf gemischter Wirtschaft aufgebaut sind, erträglich, aber durch Requisitionen einigermaßen erschwert. Eine kleine Kolonie wie Dagania mußte für den Bau einer Straße tausend Francs aufbringen. Diese Straße ist aber für die zukünftige Entwicklung der Kolonie von großer Bedeutung. In Dagania ist die Lage deshalb befriedigend, weil noch heute von der letzten Ernte ein Getreidevorrat vorhanden ist.

Die Verdienstmöglichkeiten in Palästina sind zur Zeit nur noch bei einzelnen Handwerkern, so bei Schuhmachern und Schneidern ausreichend, während die Lage der Maurer, Tischler und ähnlicher Berufe infolge der Baunlust sehr schlecht ist. Besonders fehlt es für die Handwerker an nötigem Material. Ein Paar Schuhe kostet jetzt 30 Francs. Von den landwirtschaftlichen Produkten ist der Verkauf der Mandeln, die jetzt nach Damaskus und Aleppo versandt werden, recht gut. Im vorigen Jahre hatten die Kolonisten große Mandelpflanzungen angelegt, die zwar durch die Heuschrecken stark geschädigt, aber nicht vollkommen vernichtet sind. Die Orangenbesitzer können ihre Produkte ebenfalls im Lande absetzen. Die Bojaren leiden noch immer schwer unter den Folgen des Heuschreckenfraßes, wie überhaupt die Heuschrecken in den Pflanzungen größeren Schaden angerichtet haben als in den Getreidefeldern. Aber auch da, wo gute Verdienstmöglichkeiten vorhanden sind, reichen die Einnahmen keineswegs aus, um der Bevölkerung normale Lebensbedingungen zu schaffen."

Jeremia als Realpolitiker.

Von Heinrich Margulies.

Als im 6. Jahrhundert die babylonische Macht rasch und gewaltig emporblühte, gab es in Judäa nur Wenige, die die Größe der Gefahr erkannten. Die meisten unter den Juden glaubten immer noch, daß die Bedrohung eine vorübergehende sei und daß sie bei entschiedenem Widerstande, der durch ein Bündnis mit der starken Militärmacht Ägypten noch gesteigert werden konnte, sich wieder verlaufen würde.

In Wirklichkeit aber war das Wachstum Babyloniens kein zufälliges und zeitliches, sondern der logische Ausfluß einer konsequenten und unvermeidlichen Entwicklung. Das mesopotamische Territorium, das im wesentlichen als das Zweistromland bezeichnet werden kann, spielte während der ganzen Geschichte des Altertums die Rolle eines Vulkans: eine ungeheure Spannkraft wohnte ihm inne und in stets erneuten Explosionen warf es Völkerschaften aus sich heraus, deren Expansion stets weiter um sich greifende Wellenkreise zog. Jedes dieser Völker war stärker und unverbrauchter als das, dessen Rolle es übernahm, und jedes kam seiner Aufgabe, den Indischen Ozean mit dem Mittelmeer zu verbinden und die auf dieser Strecke liegenden Staaten zu einem Weltreich zusammenzupressen, immer näher. 721 dehnte Assyrien seine Grenzen südwärts bis vor das kleine Zwei-Stämmereich Judäa, 586 wurde auch dieses von Babylonien, das die assyrische Erbschaft antrat, überrannt, und bei der nächsten, durch die persische Weltherrschaft gekennzeichneten Schichtung ward endlich das weltpolitische Ziel erreicht, Ägypten zu einer Provinz des Weltreiches, Susa und Memphis (Suez und Bagdad) zu Endpolen eines und desselben Reiches gemacht.

Für die unheimliche und unabwendbare Sicherheit, mit der sich diese Entwicklung vollzog, hatten die judäischen Politiker kein Verständnis. Obwohl durch den Untergang Samarias gewarnt und eindringlich darauf hingewiesen, daß das weltpolitische Schwergewicht im Norden lag, glaubten sie im Süden ein Gegengewicht finden zu können. So ließen sie sich ganz von ihrem unbeugsamen Nationalgefühl leiten, das jeden Gedanken an eine Verständigung mit den fremden Machthabern zurückwies, schlossen ein militärisches Schutz- und Trutzbündnis mit Ägypten und verließen sich im übrigen auf die starken Befestigungen ihrer Hauptstadt Jerusalem.

Vielleicht wäre es dieser Politik gelungen, die Entwicklung wenn auch nicht in andere Bahnen zu lenken, aber doch wenigstens aufzuhalten, wenn man sich auf Ägypten hätte verlassen können, und wenn vor allem die eigene militärische Widerstandskraft eine ausreichende gewesen wäre. Beides war nicht der Fall. Ägypten hatte schon häufig gezeigt, daß es im Augenblick der Gefahr leicht den Bundesgenossen um der eigenen Sicherheit willen im Stich ließ; auch boten die innerpolitischen Verhältnisse Ägyptens nicht jene Gewähr für die Stabilität der äußeren Politik, die für ein Bundesverhältnis unerläßlich ist. Noch schlimmer war es um die eigene Wehrkraft bestellt. Das öffentliche Leben in Judäa war von Gegensätzen zerklüftet, von Auflösung durchsetzt. Der kleinen königstreuen und kriegerischen Nationalpartei (Grundbesitzer, Offiziere, Großeigentümer) stand die Masse des verarmten Volkes gegenüber. Hohe Steuern, Unterdrückung und Ausbeutung durch die Reichen hatte die sozialen Gegensätze bis zum äußersten verschärft. Kein Wunder, daß in steigendem Maße demokratische Volksführer auftraten und dem Verlangen nach allgemeiner Gleichheit und Gerechtigkeit, nach Schutz der Waisen und Kinder, nach Bestrafung der bestechlichen Richter in den Volksversammlungen immer lauteren Ausdruck gaben. Die Regierung war schwächlich und unentschlossen, die Könige von einem quälenden Dualismus erfüllt, der ihr Handeln lähmte. Seit nämlich unter König Josia (621 v. Chr.) das angeblich jahrhundertelang verschollene und vergessene mosaische Staatsgesetzbuch bei einer Tempelrestaurierung ans Tageslicht gezogen und von dem zielbewußten und energischen Staatsbeamten Jesaia mit Nachdruck in den Vordergrund geschoben worden war, hatten die Könige das gute Gewissen zu ihrer der Zeit entsprechend rein weltlichen Politik verloren. Die Volkspartei natürlich griff die ihr günstige Gesetzgebung auf und verlangte mit immer größerer Dringlichkeit von der Regierung ihre Befolgung. Sie wurde rasch zu einer Macht, mit der man rechnen mußte, und teils aus diesem Grunde, teils auch weil die Volksführer in geschickter und agitatorischer Weise den Zusammenbruch des Zehnstämmereiches auf die Nichtbefolgung der Gesetze zurückführten, wurde die Könige selbst irre, an sich selbst zweifelnd und gaben, wie insbesondere Zidkija, stets schwankende Zwittergestalten ab, die am allerwenigsten geeignet waren, in bedrohlicher Zeit das Staatsruder zu führen.

Noch etwas anderes war es, was einzelne der Volksführer sich zur Aufgabe machten: die Sicherung der nationalen, der auswärtigen Politik. Gerade bei dem genialsten und kraftvollsten unter ihnen, bei Jeremia, trat dieser Gesichtspunkt am stärksten hervor und verschmolz mit den anderen Komponenten zu einer so gewaltigen Synthesis, daß seine Persönlichkeit weit über den Rahmen des Gewohnten wuchs und selbst dem heutigen Verständnis Schwierigkeiten bereitet. Er war Sozialist und kämpfte gegen die Ungerechtigkeit der Reichen, weil ihm das Elend der Armen, der Waisen und Witwen zu Herzen ging; er war Jahveist und kämpfte gegen die Ungerechtigkeit, weil sie seiner sittlichen Weltanschauung ins Gesicht schlug; und er war Nationalist, der die allgemeinen politischen Verhältnisse klar überschaute, die Gefahr und die Bedrohung durch den äußeren Feind erkannte und mit allen Mitteln der Beredsamkeit darum kämpfte, das Staatsruder in die richtige Richtung zu drängen. Je weniger ihm dies gelang, je näher er die Gefahr heranwachsen sah, desto größer wurde gerade das Realpolitische in ihm, mehr und mehr rückte der äußere Feind, Babylonien, in den Vordergrund all seiner Tätigkeit, bis alles andere darüber zurücktrat.

Mit einer machtvoll aufrüttelnden Warnung beginnt gleich seine erste Rede: „Es erging das Wort des Herrn an mich also: Was siehst Du? Ich erwiderte: einen siedenden Topf sehe ich und zwar kehrt er uns seine Vorderseite von Norden her zu."

Da sprach der Herr zu mir: „Vom Norden her wird das Unheil zum Sieden gebracht über alle Bewohner des Landes, denn ich will alle Völkerschaften der nordischen Königreiche berufen, daß sie kommen und ein jeder seinen Thron an den Eingang der Tore Jerusalems setze und wider alle seine Mauern ringsum und wider alle Städte Judas." (1, 13—16.)

Und weiter 5, 15—17 und vor allem 6, 22—26: „So spricht der Herr: schon kommt ein Volk vom Nordland her und eine große Nation erhebt sich vom äußersten Winkel der Erde. Bogen und Wurfspieß führen sie, grausam sind sie und üben kein Erbarmen. Ihr Lärmen tost dem Meere gleich und auf Rossen reiten sie, gerüstet wie ein Kriegsmann wider Dich, Tochter Zion. Wir haben die Kunde von ihm vernommen, schlaff sind unsere Hände, Angst hat uns erfaßt, Zittern wie eine Gebärende."

Aber nicht nur Jerusalem ist dem Geschick verfallen: nur zu deutlich erkennt Jeremia, daß sich im Norden eine Weltmacht entwickelt, deren Bereich sich über alle Länder bis nach Ägypten hinein erstrecken wird, und daß es keine Möglichkeit gibt, dieser Entwicklung zu entgehen: Denn also sprach der Herr zu mir: „Nimm diesen Becher mit Wein aus meiner Hand und laß von ihm alle Völker, zu denen ich Dich senden werde, trinken, daß sie trinken und schwanken und wahnwitzig werden vor dem Schwerte, das ich mitten unter sie sende. Da nahm ich den Becher aus Gottes Hand und ließ alle Völker trinken." 25, 15—26 und zwar: Jerusalem, Ägypten, Uz und das Philisterland, Edom, Moab, Ammon, Tyrus, Sidon, Arabien, Elam und Medien, „dazu alle Könige des Nordens, wie sie einander nahe oder fern liegen." Und weiter 27, 5—6: „Ich habe die Erde, die Menschen und das Vieh, die auf der Erde leben, durch meine Kraft und meinen ausgestreckten Arm geschaffen und habe immer gegeben, wenn es mir gefiel. Nunmehr aber gebe ich alle diese Länder in die Gewalt meines Knechtes Nebukadnezar, des Königs von Babel."

Mit dieser Warnung setzte sich Jeremia in unverhüllten Gegensatz zu der öffentlichen Meinung, welche zu einem Anschluß an Ägypten neigte und glaubte, sich dadurch dem Nordreich gegenüber behaupten zu können. (Vielleicht erleichtert

ein Blick auf die gegenwärtige politische Situation Palästinas das Verständnis für die damalige, im Grunde von genau den gleichen Gesetzen beherrschte Zeit.) Auch hier zeigte sich der weitschauende politische Blick Jeremias in der richtigen Einschätzung der Faktoren: die Rolle Ägyptens war verspielt, das Schwergewicht lag nicht mehr in Memphis-Suez, sondern in Babylon-Bagdad. „Auch in Betreff Ägyptens wirst Du enttäuscht werden, wie Du in Betreff Assurs enttäuscht wurdest." (2, 36) und „Die Heeresmacht des Pharao, die zu eurer Unterstützung ausgezogen ist, wird alsbald in ihr Land, nach Ägypten zurückkehren und zurückkehren werden auch die Chaldäer um diese Stadt zu belagern, sie einzunehmen und niederzubrennen." (37, 8)

(Schluß folgt.)

Welt-Echo

Louis D. Brandeis' Bestätigung. Der amerikanische Senat bestätigte Louis Brandeis als Richter am Höchsten Gerichtshof. Die Opposition war ziemlich heftig, weil das neuenglische Element den höchsten Gerichtshof bisher als seine Domäne betrachtete, zu der Deutsche, Juden und Emigranten, sowie deren Söhne keinen Zutritt haben sollten.

„Der schwarze Moritz". Die „Jüdischen Nachrichten" in Berlin schreiben uns: Im Berliner Lichtspielhaus Tauentzienplatz wird zurzeit ein Filmstück „Der schwarze Moritz" gespielt, das die empörendste antisemitische Roheit darstellt, die man sich denken kann. Ein schändlich karrikierter „Herr Apfelreis", mit seinen Brüder auf der Reise in Zentralamerika, erfährt von einem Testament, das dem zuerst geborenen Sohn eines von ihnen mit der Hand eines gewissen Minchen Cohn in Berlin eine reiche Erbschaft zusichert. Um als erster zu einem Sohn zu kommen, springt Apfelreis aus dem fahrenden Zug und läßt sich in aller Fixigkeit mit einer Schwarzen kopulieren. Ihr schwarzer Sprößling Moritz Apfelreis soll nun das schöne Resultat einer Mischehe darstellen — den Verfassern schwebt ein ins Schwarze übersetzter Assimilantentypus vor —, er eilt, schnell erwachsen, nach Berlin und holt sich Minchen Cohn und ihr Geld.

Das ganze Machwerk kann nur als im höchsten Maße widerlich bezeichnet werden. Unter Verzicht auf jede Spur von Geist und technischem Reiz sucht es das Publikum durch eine geradezu tolle Häufung antisemitischer Mätzchen und Witzchen zu locken. Als Verfasser zeichnen Louis Taufstein und Eugen Burg, die Orchesterleitung führt ein Kapellmeister Fischberg, der Besitzer des Lichtspielhauses ist ein Herr Ludwig Klopfer — und das Publikum, daß die dümmsten ungeschicktesten Pöbeleien belacht, wenn sie nur recht antisemitisch zurecht gemacht sind, ist jene Gesellschaft des Berliner Westens, der jedes Gefühl der Selbstachtung abhanden gekommen ist. Nicht die Äußerung eines Antisemitismus von nichtjüdischer Seite wird hier vom zahlungsfähigen Gesindel von Berlin W bejubelt. Eine auf die Spitze getriebene Selbstentwürdigung feiert ihre Orgie.

Sicherlich darf man behaupten, daß es in ganz Rußland, dem Reich der Pogrome und Ritualmordprozesse, keine Stätte gibt, wo solches schamloses Treiben möglich wäre. Hier sind Juden, getaufte oder ungetaufte, mit am Werke, als Verfasser, Theaterbesitzer und Publikum!

Will man sich überlegen, welche verrohende und den schlimmen Antisemitismus fördernde und züchtende Wirkung von solchen Kinostücken ausgehen muß, wenn sie nun von Berlin W aus den Zug durchs Land antreten? Das Verbot der Filmeinfuhr scheint einer sehr wenig erfreulichen Sorte von Interessenten zur Wirkungsmöglichkeit verholfen zu haben. Will man vielleicht solche Films als Propagandamittel für deutsche Art und Kultur verwenden? Wir hoffen, daß sich selbst die Antisemiten des politischen Programms, die Deutsche sind, damit nicht befreunden werden. Daß die angeblich so strenge Kinozensur solchen Stücken die Genehmigung erteilt, muß man sich merken.

Polnische Judenfreundschaft. Durch den Aufruf des Komitees: Pro causa judaica, sahen sich die in der Schweiz ansässigen polnischen Organisationen veranlaßt, eine Erklärung in der Judenfrage an das Komitee zu richten. Das Schreiben betont zunächst die Übereinstimmung der Ziele des Komitees mit den polnischen Interessen, insbesondere in Bezug auf die Aufhebung aller rechtlichen Beschränkungen der Juden in Rußland und die Bestrebungen, eine ausschließlich jüdisch territoriale und nationale Einheit zu bilden. Es wird weiterhin gegen die Verwechslung Polens mit Rußland protestiert und jede Verantwortung der Polen für die russische Gesetzgebung nachdrücklichst abgelehnt mit dem besondern Hinweis, daß, solange Polen als unabhängiger Staat besteht, sich dort die Juden der größten Freiheit und Unabhängigkeit erfreuen. Die polnische Erklärung versichert zuletzt, alle polnischen Parteien seien einig darin, daß ein freies und unabhängiges Polen keine rechtlichen Beschränkungen gegen die Juden bestehen lassen werde. „Polen wird die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden anerkennen und demnach das Werk der Verständigung mit den Juden aus eigenem Willen und ohne fremde Einmischung vollziehen". Diese Erklärung wurde von dem Komitee „Pologne et la Guerre" in Lausanne und dem polnischen Preßbureau in Bern gezeichnet. —

Den polnischen Organisationen ist offenbar daran gelegen, sich die Sympathien der Juden nicht zu verscherzen. Allerdings wohl nur der — ausländischen Juden.

Kulturarbeit im Osten. Der russische Kultusminister Ignatiew erteilte die Bewilligung zur Eröffnung eines jüdischen Privat-Polytechnikums in Jekaterinoslaw, für Elektrotechniker, Ingenieurs- und ökonomische Wissenschaften. Obwohl das Programm dieser Anstalt dem ähnlicher russischer Hochschulen gleichgestellt ist, müssen sich die Abiturienten dieses Polytechnikums einer Prüfung in anderen russischen polytechnischen Hochschulen unterziehen,

um als Ingenieure oder Kandidaten für Handelswissenschaften zu promovieren.

In einer Versammlung des jüdischen Studenten-Vereins „Selbsthilfe" in Warschau wurde festgestellt, daß mehrere Mitglieder aus diesem Verein in den polnischen Studentenverein „Brüderhilfe" übergetreten sind, weil sie mit der jüdisch-nationalen Richtung der „Selbsthilfe" nicht einverstanden waren.

Der jüdische Schul- und Volksbildungsverein in Lodz tritt an die sofortige Eröffnung der ersten jüdischen Volksschule heran.

Der jüdische Frauenbildungsverein „Benoth Zion" eröffnete eine Abteilung für höhere hebräische Wissenschaften für jüdische Frauen und Mädchen. In der letzten Vereinsversammlung hielt Frau Halperin eine Vorlesung über Bjaliks religiöse und nationale Dichtung.

Der Verein „Arbeiterheim" in Lodz eröffnete am 14. Juni seine Abend-Unterrichtskurse für jüdische Arbeiter, die sämtlich vollständig belegt sind. Ferner plant der Verein die Einrichtung von Arbeiter-Vermittlungsbüros, Einführung eines normalen Arbeits- und Ruhetags, sowie Belehrung der Mitglieder über Reichsversicherung und sonstige Einrichtungen für Handelsangestellte in den westeuropäischen Ländern.

Der jüdische Hilfsverein für Schulkinder in Lodz ordnete am ersten Schabuothtag einen Ausflug sämtlicher unter seiner Aufsicht stehenden etwa 400 Schulkinder in der Umgebung von Lodz an.

Das Perezkomitee in Lodz beschloß, eine Anzahl populärer Perezscher Dramen in jüdischer und hebräischer Sprache zur Aufführung zu bringen.

In der Gründungsversammlung des jüdischen Schuhmachermeistervereins in Lodz wurde die Eröffnung einer Gewerbeschule nach europäischem Muster beschlossen.

Die Kriegswaisen in Galizien. Neulich fand in Krakau unter dem Vorsitz des Präsidenten, Herrn Hofrat Sare, die erste Sitzung des Landes-Zentralkomitees für die Kriegswaisen-Fürsorge statt.

Als Kriegswaisen sollen alle diejenigen Waisen zu betrachten sein, deren Väter oder Mütter infolge der Kriegsereignisse direkt oder indirekt gestorben sind, sei es im Felde, sei es infolge der Kriegsepidemien. Auch die Kinder derjenigen, die von den Russen als „Geiseln" verschleppt wurden, sollen bis auf weiteres als Kriegswaisen betrachtet werden.

Tags darauf begab sich eine Delegation des Komitees nach Biala zur Statthalterei. Dieselbe wurde von Herrn Hofrat Brückner empfangen, welchem sie die Forderungen und Wünsche des Komitees unterbreitete. Zunächst handelt es sich darum, daß die k. k. Regierung erklären möge, daß die Tätigkeit des Komitees mindestens drei Jahre nach Kriegsabschluß dauern werde, da das Komitee nur in diesem Falle im Stande wäre, eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Weiter wurde die Flüssigmachung eines Betrages von 70 000 K verlangt, damit das Komitee seine Tätigkeit aufnehmen könne. Herr Hofrat Brückner erklärte diese Wünsche nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Er verständigte die Delegation ferner, daß die Regierung die Absicht habe, für diejenigen Waisen, die in Waisenhäusern untergebracht werden würden, K 1.50 pro Tag und Kopf zu zeichnen, hingegen sollen für diejenigen Waisen, die bei Privatfamilien Unterkunft finden, pro Kopf monatlich 10—25 K bewilligt werden.

Das Waisenkomitee dürfte in der nächsten Zeit seine eigentliche Tätigkeit aufnehmen. Die Eröffnung einiger Waisenhäuser in der Provinz steht unmittelbar bevor.

Feuilleton

Senders Ehen.

Von J. L. Perez.

Übertragen von Siegfried Schmitz.

Sender hat schon sechs Frauen gehabt und will nun zum siebenten Male heiraten. An seine erste Frau erinnert er sich nicht mehr. Sein Vater Pinchas — er ruhe in Frieden! — hat ihm eines Tages eine goldene Uhr mitgebracht. Dann hat er einen Pelz und eine Sabbatmütze anziehen müssen und dann — fand er sich unter dem Trauhimmel . . . Wie die Frau ausgesehen hat, dessen kann sich Sender beim besten Willen nicht mehr erinnern. Undeutlich sieht er noch ein Kleid mit silbernen Borten, ein seidenes Kopftuch und ein Paar Ohrringe; — aber das Gesicht? . . . sie muß doch auch ein Gesicht gehabt haben! . . .

Das eine weiß Sender noch genau: ein bis zwei Monate vor der Hochzeit war er Bar-Mizwah geworden. Damals nahm ihm der Vater, ein Chassid des Rabbi von Belz, vor allen Leuten das Versprechen ab, im Hause des Schwiegervaters keine fremden Bräuche anzunehmen, niemals, niemals des Schwigervaters Irrwege zu gehen und etwa ein Chassid des Rabbi von Kozk zu werden. Sender mußte eidlich geloben, alljährlich zu Fuß nach Belz zu pilgern. Dann hielt Sender seine erste Thoradisputation vor der versammelten Gemeinde. Zum Lohn für seine Geschicklichkeit im Disput kniff ihm der Rabbi des Städtchens — der auch ein „Belzer" war — in die Wange und hielt ihm dann eine lange, lange Rede. Er sagte, das Wissen der Thora allein rette nicht vor der Hölle, und der Gaon[1]) von Wilna, der doch gewiß ein großer Gelehrter war, gelte in der Welt des Jenseits doch herzlich wenig: er sitzt im Vorraum des Himmels und muß die ganze Thora nochmals lernen; und das Herz bricht ihm, da er sehen muß, wie einfache, gewöhnliche Juden, die kaum das Alphabet kennen, über ihn hinweg in die höchsten Höhen des himmlischen Paradieses gelangen . . . „Denn das Wichtigste" — schloß der Rabbi — „ist Inbrunst und Begeisterung im Glauben, im Glauben an IHN und noch mehr, an jenen einen Mann, der zuhöchst innehat das, was . . ."

Was das war, ist Sender heute bereits entschwunden. Der Schluß des Ganzen aber war: es

[1]) Der Gaon von Wilna war ein grimmiger Gegner der Chassidim; darum auch die ihn verspottende Legende über sein Leben im Jenseits.

sei besser Schweinefleisch zu essen als zum Rabbi nach Kozk zu pilgern . . .

Bald nach der Hochzeit begann die Hölle. Sender starb beinahe Hungers. Das Beten und Lernen begann um 8 Uhr früh und zum Essen kam man um zwei Uhr nachts. Da schnarchte Sender schon längst in einem Winkel . . . Er begann Essen zu stehlen, die Milch mit Strohhalmen aufzuschlürfen und stahl beim Schwiegervater Geld, um sich dafür Essen zu kaufen. Der Schwiegervater bedachte ihn dafür mit Ohrfeigen, die Schwiegermutter mit Besenhieben. Da faßte er sich eines Tages ein Herz — und entlief. Doch man faßte ihn.

„Gemeiner Kerl!" — schreit der Schwiegervater — „Die Frau ist in der Hoffnung und der Lump macht sich aus dem Staube!" Für Sender war das neu und unglaublich.

Drei Tage nach diesem Vorfall starb die Frau im Kindbette. Sender schmerzte es tief. Doch ehe er noch Zeit hatte, seinen Schmerz zu verweinen, riß ihm der saubere Schwiegervater Mütze, Uhr und Pelz vom Leibe und warf ihn zur Tür hinaus.

Wie Sender damals nach Hause kam, ist ihm noch heute ein Rätsel. Er weiß nur, daß Belzer Chassidim ihm halfen. Damals war Sender vierzehn Jahre alt. Bis zum sechszehnten saß er dann zu Hause. Der Vater — ein Getreidemakler — ließ während der ganzen Zeit seine Geschäfte im Stich und prozessierte mit dem Schwiegervater. Für den Unterhalt sorgte die Mutter, die in Taglohn ging. Der Vater aber war darauf aus, „dem Kozker Schwein alle Haare auszureißen" (damit war der ewige Prozeß mit dem Schwiegervater gemeint). Er borgte stets Geld für Reisen zu dem oder jenem Rabbi, kam immer in hellem Zorn heim und es regnete Prügel auf den armen Sender:

„Nur so ein Waschlappen wie du läßt sich hinauswerfen!" — Wenn die Mutter sich der Sache annahm, dann stand es noch ärger: denn da regnete es Teller. Sender dankte seinem Schöpfer, als er zum zweiten Male unter dem Trauhimmel stand. Ehe die Braut kam, betete er inbrünstig zu Gott, die Ehe möge diesmal gesegnet sein. Der neue Schwiegervater war ein „Belzer", und Sender wußte, es würde wohl nicht nötig sein, aus Näpfen und Töpfen zu stehlen! „Doch du lieber Gott, sie möge mir nicht im Wochenbett sterben! Lieber mag sie unfruchtbar sein!" Denn ihm war es klar: Wäre die erste Frau nicht gestorben, so hätte er es schlecht und recht noch zwei Jahre beim Schwiegervater ausgehalten. Dann wäre das Paar ohnedies bei seinem Vater verköstigt worden . . . Und er hätte nicht halbnackt heimkehren müssen im ärgsten Winterfrost . . .

Als Sender sich dieses Vorfalls erinnerte, da wurde es ihm vor dem Traualtar weh ums Herz. Er sah und hörte und spürte kaum, wie man ihn mit Schnee bewarf und mit Nadeln stach, wie die Musikanten spielten, wie man um ihn und die Braut den Reigen führte[2]) . . . . In seinem Herzen schrie es laut: „Guter Gott! — Lieber eine Kinderlose!" . . .

[2]) Jüdische Hochzeitsbräuche.

Er hatte es in böser Stunde erbeten . . .

„Sie war" — erzählt er — „wirklich ein braves, gutes Weibchen! Was sie mir von den Augen ablesen konnte, das tat sie. Und lustig war sie! Bald gab's einen Klapps, bald einen Kniff. Sie sang und lachte immer. Ich hatte meine Freude dran. Es war doppelt so hell in der Stube, wenn sie darin war. Ein gutes Weib ist stets fröhlich. Doch — sie war wirklich kinderlos. Ich hätte mich nicht von ihr scheiden lassen. So geht es nun einmal. An was man sich bindet, davon kann man sich schwer losreißen. Und ich war an sie gebunden, — das heißt, nicht an sie; denn Weib ist Weib! — doch an ihren Frohsinn und das Lächeln, das mir so wohl tat . . . Aber meine Mutter, die hat mir einen Jammerbrief nach dem andern geschrieben: sie will Enkel haben! Zu allem Unglück war ich das einzige Kind; meine Mutter hatte darum sonst keine Hoffnung auf Enkel und gerade das war der Wunsch ihres Lebens! Jeder Brief war feucht von Tränen. Der Vater schrieb vor Zorn und Ärger überhaupt nichts mehr und eines Tags wurde ich auf sein Betreiben vor den Rabbi zitiert . . . Übrigens hat auch sie etwas Schuld an dem, was kam: In der letzten Zeit war sie ganz anders geworden. Sie verlor all' ihre frohe Laune, hatte stets rotgeweinte Augen und so oft sie mich ansah, seufzte sie . . . Sie fürchtete den Scheidebrief . . .

Wir wohnten beim Schwiegervater. Die Mitgift war noch angelegt, der Schwiegervater fürchtete sich, sie herauszugeben; ich nehme es ihm auch gar nicht übel: Ohne Kinder ist kein Eheband fest! . . . Wir lebten von den Zinsen. Die ganze Verwandtschaft war stets im Zimmer. Ein Wort unter vier Augen sprechen war nicht möglich. Sie sah mich nur an und Tränen rollten ihr über die Wangen. Sie war nur noch die Hälfte dessen, was sie früher gewesen, und diese Hälfte war — daß Gott erbarm'! — gelb, vergrämt und verschrumpft. Es schnitt mir schier das Herz entzwei; sie dauerte mich so sehr!" Tränen füllen Senders Augen bei diesen Worten.

„Doch da war nichts zu ändern! Der Rabbi befahl es! Der Schwiegervater war einverstanden (blieb ihm doch die ganze Mitgift!), der Vater kam an . . . Die Scheidung wurde durchgeführt. Ich war damals so an die dreißig, etwa sieben- oder achtundzwanzig Jahre alt, und mußte zum Vater zurück! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinden- u. Vereins-Echo

(Unsere Leser sind zur Einsendung von Mitteilungen aus Gemeinden und Vereinen und von Personalnachrichten, die in diesen Spalten gerne Aufnahme finden, höflichst eingeladen.)

Personalien.

Zum kgl. bayer. Major der Landwehrinfanterie wurde der Hauptmann Max Lehmann befördert.

Zum kgl. Hauptmann der Landwehr wurde der Oberleutnant Josef Haymann und zum kgl. bayer. Rittmeister der Reserve der Oberleutnant Bertold Cohnheim im 7. Chevaux.-Regt. befördert.

Zu kgl. Oberleutnanten der Reserve wurden befördert die Leutnants Hermann Dahlem, Julian Wolf, Hermann Bauer im 10. Inf.-Regt. und Karl Kitzinger im 21. Inf.-Regt.

Zu kgl. bayer. Leutnants der Reserve wurden ernannt die Vizefeldwebel Otto Herrmann im 17. Inf.-Regt., Otto Rosenberg u. Fritz Kahn im 2. Inf.-Regt., Max Weinberger im 7. Inf.-Reg., Sigmund Bayer im 11. Inf.-Regt., Kurt Guggenheimer im 24. Inf.-Regt., Ernst Bechhöfer im 7. Inf.-Regt., Heinrich Schiller im 8. Res.-Inf.-Regt., Fritz Falkenstein im 15. Res.-Inf.-Regt., Otto Hirsch im 5. Landw.-Inf.-Regt., Fritz Strauß im 7. Landw.-Inf.-Regt., Wilhelm Neumeyer im 8. Feldart.-Regt., Alfr. Kahn im 20. Feldart.-Regt., Paul Rosenbusch

im 1. Res.-Feldart.-Regt., Eugen M a y e r im 8. Res.-Feldart.-Regt., Karl R o t h e n h e i m der Fuß-Art., Alfred L ö w i der 3. Trainabteil., Herbert B r u c k im 7. Inf.-Regt., Ernst S e i d e n b e r g e r (München) im Landsturm-Inf.-Bat. Wasserburg u. Richard V o l l m a n n im 3. Fußart.-Regt.

Zu kgl. bayer. Feld-Hilfsärzten wurden befördert die Unterärzte G. G r ä t z im 21. Res.-Jäger-Bat., Georg S t e r n im 1. Res.-Feldlaz. und Hans S c h i l l e r im Festungslazarett Straßburg.

Der kgl. bayer. Militärverdienstorden m. Schw. wurde verliehen dem kgl. Rittmeister der Res. Paul B e n d i x in der 1. Trainabteil. und Felix G r a d e n w i t z der Landw.-Feldart., ferner dem k. Oberleutnant der Res. Kurt F a l k e n b e r g im 7. Feldart.-Regt., den kgl. Leutnants der Res. Karl V o g e l, Karl H e ß in der Feldart., Otto R o s e n t h a l (Nürnberg), Karl H i r s c h m a n n vom Train, Kurt N e u w a h l im 20. Inf.-Regt., Alex. M a y e r am 20 Inf.-Regt., Otto S t r a u ß im 2. Pionierbat., Karl L e h m a n n in der Infanterie und Josef W o l f (Augsburg), dann dem k. Stabsarzt Dr. Fritz E n g e l m a n n in der Landw. 2. Aufg., den kgl. Assistenzärzten der Res. Siegfried F i s c h e r (Erlangen), Dr. Max G o t t l i e b (Ludwigshafen) und dem Landsturmarzt Lud. W o l f f.

Das kgl. bayer. Verdienstkreuz für freiwillige Krankenpflege wurde verliehen dem k. k. österr. Regimentsarzt der Landwehr Dr. Moriz S i l b e r m a r k und dem Krankenpfleger Emil B r a d e r.

Dem Bataillonsarzt Dr. E. P i n c z o w e r aus Tempelhof wurde das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen.

Anzeigen-Echo

(In dieser Abteilung finden Voranzeigen der Vereine auch ausserhalb Münchens kostenlose Aufnahme.)

München. Verein Bne-Jehuda. Samstag, den 17. Juni, findet eine Vorlesung aus den Werken von S c h o l e m A l e j c h e m im Hotel Reichshof statt. Anfang 9.15 Uhr. Gäste willkommen.

Jüd. Wanderbund „Blau-Weiß“. Fahrtenzettel. 18. VI. B u b e n. G. W. 6.15 Isartalbahn. Schäftlarn—Deining—Thanning—Sauerlach. Badehosen mitbringen. Kosten M. 1.15. H. W. Hauptbahnh. 1.10. Grünwald. Park—Wörnbrunn. Kost. 30 Pfg. M ä d c h e n : I. Zug: Starnberg. Bahnh. 6.35. Gauting—Weßling. Kost. M. 1.05. II. Zug: Isartalbahnhof 7.30. Ruine (Spiel). Kost. 5 Pfg. III. Zug: Isartalbahnh. 9.45 Pullach—Neuried. Kost. 35 Pfg. H e i m a b e n d e : B u b e n. II. Zug: Dienstag, 20. Juni, 7 Uhr. Bayerstraße. III. Zug: Mittwoch, 21. Juni, 7 Uhr, Bayerstraße. — 22. VI. I. und II. Zug: 7.20 Isartalbahnhof. Buchsee. Kosten M. 1.35.



Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Hanna Cohn, München-Solln, Hirschenstr. 7; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.